

Das Haus zum Heimweh [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 24

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642662>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 24 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

11. Juni 1938

Bauerngebet

Zu dir, Herr, ruf' ich in meiner Not.
Die Völker hungern nach Halm und Brot;
Die Acker schreien aller Enden
Nach Pflug und starken Bauernhänden,
Und die Himmel sind grau um mein Heimatland,
O Gott, schütz' du mein Schweizerland!
Unsere Knechte sind frei, unsere Söhne sind stolz,
Stark — wuchtig, wie ferniges Eichenholz.
Ich bitte dich für Sohn und Knecht;
Du Gott, schütz' unser Bauerngeschlecht!
Die Völker faulen und vergeh'n,

Laß uns in Reife und Sonne besteh'n,
Daß wir in Wettern und hellen Tagen
Luft und Kälte ruhsam ertragen.
Dein sind wir wie Erde und Himmelsrund:
So halt uns an Leib und an Seele gesund!
In Demut beugen wir die Knie,
Daß um die Schweiz sich das Wetter verzieh!
Lüge und Schein sind die Herren auf Erden;
Bleib' du bei uns, Herr, es will Abend werden,
Und rüste du, in Sonne und Glanz,
Zur Ernte, zum Frieden den ragenden Kranz!
Walter Schweizer.

Das Haus zum Heimweh.

Erzählung von Alfred Hugenberg

„Erschrick nicht, wenn ich etwas Dummes zu dir sage; aber gesagt muß es halt doch jetzt einmal sein. Ich möchte dich nämlich im Ernst um etwas fragen. Du bist immer so hübsch mit meinen zwei lieben Kinderlein, du nimmst sie auf den Arm, du gibst ihnen Malzzucker, sie fragen Tag und Stund nach dir. Eine Frau muß ich ja wieder zutun, weil meine Schwester im Herbst Hochzeit macht. Wie stehen denn die armen Würmlein da, wenn ich an die Unrechte gerate? Mit dir käme das Glück ins Haus, wir hätten das schönste Leben. Deine Mutter wär auch willkommen. Was wollt ihr euch mit euerem Gewerh zu Tode plagen?“

Regine ist auf den Antrag gefaßt gewesen. Es tut ihr Leid, daß sie nein sagen muß, denn sie ist dem Schmied freundlich gesinnt und möchte seine Kinder fürs Leben gern betreuen. Aber so, wie es nun mit ihr steht, kann es für sie kein Bedenken geben. Nicht nur, weil sie dem Haus zum Heimweh verschworen ist; Heinrich Manz ließe sich wohl bewegen, den Hammer mit dem Pflug zu vertauschen. Nein, sie ist auf eine viel stärkere Weise gebunden: sie darf in der frohen Hoffnung leben, der Traum ihres Herzens könnte Wahrheit werden. Otto Berteis, der über den Sommer bei einem Oheim in Mühlesteinen schafft, ist vor seinem Weggehen mit einer Ausrede noch schnell ins Haus gekommen und hat ihr unter der Türe verstopfen ein Zettelchen in die Hand gedrückt: „Denk dann recht fleißig an mich! Der Vater hat jetzt allerdings einen andern Plan, aber es wird schon gehen, wenn du willst. Geld, sei so gut und wart bis im Herbst.“ Dieses Brieflein ist jetzt das Geheimnis ihres jungen Lebens. Sie kann der Mutter nichts sagen,

ob sie sich auch manchmal hierüber Vorwürfe macht. Ihr Mund ist wie versiegelt. Und doch lächelt Frau Annette manchmal so seltsam, als ob sie alles wüßte.

Nicht lange nach der Werbung des Schmiedes könnte Regine wiederum einen Gutschied machen, und zwar läuft ihr das Glück in der Person des Peter Streuli von Schaubühl in den Weg. Der kleine Weiler Schaubühl liegt noch ein gutes Stück höher als Buchhalben. Seine Bewohner sind in den Augen der Dörfler sogenannte „vergnügte Seelen“, ohne heftigen Erwerbwillen, jedoch dafür mit jenem schönen inneren Gleichgewicht ausgestattet, das sie zum wählerischen Genießen ihrer Daseinstage befähigt. Das mag auch der Grund dafür sein, daß die Schaubühler in der Regel eher alt werden als reich. „Der Herrgott hat uns die schönen Gdinge nicht geschenkt, damit wir uns daran überschlucken“, sagen sie. „Und grad so ist es von ihm auch mit der Arbeit gemeint. Aber wenn so ein richtiger Geldhengst in den Himmel kommt, der wird aus der halben Zuchart Paradies, die ihm zufällt, schon am dritten Tag eine Riesgrube machen, und die Engel müssen ihm Steine klopfen helfen.“

Peter Streuli ist nur ein Jahr älter als Regine. Sie sind nebeneinander in die Schule und in die Kinderlehre gegangen, und er kommt ihr auch noch heute ein wenig knabenhaft vor. Ins Haus zum Heimweh würde er dem Schläge nach wohl nicht so übel hineinpassen; aber es schafft ihr doch eine kleine Erleichterung, als Frau Annette dem guten Peter schon bei seinem ersten Besuche bestimmt abwinnt. „Fürs erste ist sieben eine ungerade Zahl beim Teilen“, klärt sie die Tochter nachher auf.

„Und dann ist der alte Streuli lezhin nach einem Kirchgang bis abends sechs Uhr in der Alge geseffen und nachher mit einem schönen Schwips den Berg hinaufgeschwanzt. So etwas kann sich vererben. Der Hannis, mein Bruder, ist halt doch im halben Rausch erfallen.“

Regine nimmt den Freier zum Schein ein wenig in Schutz und stellt sich so, als ob er sie wirklich dauerte; die Mutter geht indes sehr kühl darüber hinweg. Peter Streuli verlobt sich dann drei Wochen später mit der einzigen Tochter des Mattbauern auf dem Hirzenprung. „Jetzt hast du gemeint, er werde sich vor Liebesgram das linke Auge ausweinen“, scherzt Frau Annette, „und dabei hat er die andere allweg schon vorher auf Lager gehabt.“

* * *

Die Erntezeit ist angerückt. Regine ist auf der Büntenzelg mit Kornmähen beschäftigt. Während sie einmal beim Wehen Rückschau hält, bemerkt sie, daß sich auf dem Acker nebenan Felix Imhof zur gleichen Arbeit eingefunden hat. Da sagt sie halblaut zu sich selber: „Ah — da ist er ja schon!“ Die Mutter hat nämlich heute beim Morgenessen zu ihr gesagt: „Du, der Jakob-Felix hat mich in den letzten Tagen dreimal zu einem Schwaz gestellt, und hat doch sonst wenig Zeit für Dinge, die nichts eintragen. Ich glaube, da ist etwas im Tun. Das wäre dann freilich ein Fall, den man sich überlegen müßte.“

Felix Imhof ist unbestritten einer der rührigsten Jungbauern in der Gemeinde. Er hat sich seit der Uebernahme des väterlichen Heimwesens im Unterdorf schon sehr wacker in den Laden getan. Wohlüberlegt packt er tüchtig zu, wo etwas zu erhaschen ist. Er pflöpft Bäume um, sieht im Holz zum rechten; er weiß im Stall zur besten Zeit loszuschlagen und einzustellen. Alte Bauern geben zu, daß man von dem durchtriebenen Anfänger lernen könne. Er sei sogar schlau genug gewesen, seine Gaben und Gählein solange hinters Licht zu setzen, bis er seine drei Geschwister mit bescheidenen Sümmechen ausgekauft. Nur in einem Stück kann Imhof manchem seiner Altersgenossen die Stange nicht halten: den Mädchen gegenüber ist er etwas steifig und unbeholfen. Nicht einmal tanzen hat er gelernt. So ist er bereits gegen die Dreißig gerückt, ohne den Rank in den Ehestand gefunden zu haben. Otto Gersteis hat einmal scherzweise zu ihm gesagt: „Felix, du solltest deine Frau auf dem Viehmarkt in Großstalden kaufen können. Wenn ihrer 300 Stück dort an der Stange stünden, du fändest mit verbundenen Augen die passendste heraus.“

Kann man es als einen Zufall ansehen, daß Imhofs Weizen nun just auch auf diesen Tag schnittreif geworden ist? Nach Reginens Meinung hätte man ihn ganz gut noch einige Tage länger auf dem Halm stehen lassen dürfen. Sie weiß bestimmt, daß er etwas im Schilde führt, und sie hat wahrhaftig ein bißchen Angst. — Nein, der nicht! . . . Aber je mehr sie sich gegen die Vorstellung sträubt, um so zäher sitzt sie ihm im Nacken. „Nein!“ lehnt sie sich laut und zornig auf. „Nein . . .“ Doch das Wort klingt ihr in den Ohren nach, wie das Troßwort eines kleinen Kindes.

Sie wirft über die Achseln hinweg einen schielenden Blick zurück: der Imhof mäht, was er herausbringt, er wird sie einholen. Sie spannt ihre Kraft aufs äußerste an, er rückt dennoch näher. Schließlich muß sie erschöpft innehalten und nach Atem ringen. Bin ich nicht ein einfältiges Tüpfli? denkt sie bei sich. Was der ist und was der will, das kann mir doch gleichgültiger sein als eine Handvoll Korn.

Da kommt ihr ein Einfall. Sie nimmt die Sense auf die Schulter und geht zurück, um bei der Güterstraße weit hinter ihm mit einer neuen Mahd zu beginnen. „Gutentag“, sagt sie im Vorbeigehen, und er gibt den Gruß aufgeräumt zurück.

„So — nun mäh du meinewegen bis auf tausend!“ möchte sie ihm zurufen. Aber kaum hat sie die Sense geschärft und ein paar Streiche gemäht, so hat er sich auch an der Straße eingefunden und fängt ebenfalls seine neue Schwade an.

Sie schaffen nun gelassen auf gleicher Höhe, nur durch den schmalen Streifen des noch stehenden Kornes voneinander getrennt. Er könnte sie leicht überholen, doch es ist ihm nicht darum zu tun. Weil ihn die Arbeit nicht voll in Anspruch nimmt, bleibt ihm genügend Atemfreiheit, um hin und wieder ein paar Worte zu ihr hinüber zu schicken. Zuerst sind es nur so die gewöhnlichen Redensarten. Der Stand des Getreides wird kenneiisch beurteilt. Zu schnell abgereift. Viel Gescheer und wenig Wolle. Ein paar Jahre Kunstwiese, nachher brächte man das Doppelte heraus. Gute Ansichten hat er, muß Regine im stillen zugeben. Der bauert nicht bloß so in den Tag hinein wie die andern. Sie denkt ferner: da gibt es kein Entrinnen oder Ausweichen mehr . . .

Mitten im gemächlichen Schaffen, ohne daß ein Streich veräumt wird, legt nun Felix Imhof bedachtsam los.

„Ihr habt doch gewiß auch schon daran gedacht, du und deine Mutter, was das für ein Stück Land gäbe, wenn wir unsere elf Acker da hinaus zusammenlegen würden. Da hätte auf der Büntenzelg keiner im Dorfe mehr viel zu befehlen. Und unsere Sommerwiesen? Liegen die nicht zufällig auch nebeneinander? Was haben Bord und Graben mitten in diesem schönen Land zu tun, wo man sogar mit der Mähmaschine fahren könnte?“

Es gibt eine kleine Pause. Regine tut, als ob sie ihn nur halb verstanden hätte. Da holt er etwas weiter aus. Mit einer Selbstverständlichkeit, die seine junge Nachbarin in Erstaunen setzt, spricht er die wichtigsten Dinge fast wie belanglose Erwägungen aus.

„Ich habe mir das alles genau zurechtgelegt, es ist nichts vergessen. Wenn es euch, dir und der Mutter, paßt, so würde ich von meinem Land alles Wertvolle und Gutgelegene zu eurem Gütlein tun. Das gäbe zusammen ein Heimwesen, wie von Tauben zusammengetragen. Mein Haus mit dem Umge-lände, sowie die paar Stücklein Boden, die meinem Nachbarn Zeerli besonders in die Augen stechen, würde mir der gern teuer bezahlen, schon weil wir zusammengebaut sind und sich in der engen Gerechtigkeit keiner gut einrichten kann. Wenn du dir's recht überlegst: da könnte gewiß eine schöne und richtige Sache eingefädelt werden. Das kann ich dir schon jetzt sagen: Korn mähen dürftest du mir nachher nicht mehr, das ist keine Arbeit für Frauenzimmer.“

Regine weht und mäht wieder. Imhof weht und mäht wieder. Die beiden gehen mit der Sense auf der Achsel nach der Straße zurück und fangen, jeder auf seinem schmaler werdenden Ackerlein, eine neue Mahd an.

„Was meinst du dazu“, fragt er nach etwa einer halben Stunde hinüber.

„Das ist allerdings ein trockener Heiratsantrag“, gibt Regine nach einigem Besinnen mit sauerfüßigem Lächeln zurück. Sie hat die Hände ausruhend auf den Senseworb gelegt und blickt verlegen über das gelbe Mehrengärtlein hin.

Er hält auch mit Schaffen inne und laut an Worten herum. „Ich bin halt keiner von denen, die den Mädchen den Honig auf die Zunge streichen können“, bringt er endlich mühsam vor. „Aber wenn ich dich nicht wohl leiden könnte, so hätte ich den Plan nicht ausstudiert.“

Mit diesen Worten hat er eigentlich mehr bei ihr erreicht, als sie sich selber zugeben will. Er hat sogar erreicht, daß sie ihn einmal verstoßen ansehen muß. Nach einigem Nachdenken sagt sie offen und redlich: „Es paßt mir jetzt nicht recht, von dem zu reden.“

Er macht sich mit einer abgerissenen Mehre zu schaffen, von deren ausgehülften Körnlein er sich einige in den Mund steckt. Dann rafft er sich zu einem ganz anständigen Befenntnis auf:

„Es ist also wahr, daß ich dich gern habe. Wenn ich nur am Fastnachtabend hätte tanzen können! — Nun — wenn du jetzt noch nicht ganz besonnen bist, so kann ich warten. Das Land kann auch warten. Aber was gesagt ist, das soll gesagt bleiben. Ich laß dich vorläufig in Ruh. Ich laß dir Zeit. — Mit dem Weizen da eist es eigentlich auch nicht so sehr. Mach' es gut

und mäh nur, was du magst.“ Damit schüttet er das Wasser aus seinem Wehsteinfutter weg und geht, die Sense nachlässig in der Hand tragend, langsam seiner Wege. Mit einem gelinden Schrecken bemerkt Regine, daß ihre Mutter inzwischen vorn an der Straße mit dem Aufnehmen und Ausbreiten der gemähnten Frucht begonnen hat. Ob ihr wohl nichts aufgefallen ist? . . .

Am Sonntag abend vor dem Zunachten sitzen die beiden Frauen auf dem Bänklein unter dem Pfundapfelbaum im Obstgarten. Sie plaudern vom Wochenwerk und wie man jetzt das Getreide schön einbringe.

Da bringt Frau Annette unversehens die Frage vor, was denn eigentlich der Jakobus-Felix vorgestern auf der Büntenzelg mit ihr, Regine, zu werweisen gehabt habe?

Regine sucht auszuweichen. „Hä; was man so sagt, wenn man zufällig zusammentrifft und meint, man müsse etwas schwagen. Wer wollte derlei Redensarten in acht nehmen? Ich glaube, von Kunstwiesen hat er etwas dahergebracht. Er will ja immer etwas Neues erfinden. Und zuletzt ist er dann doch zur Einsicht gekommen, daß sein Weizen noch nicht reif sei. Ich hätte ihm das im Anfang sagen können.“

Die Mutter läßt sich kein X für ein U vormachen. „Hat er nicht etwa einen andern Weizen gemeint?“ forschet sie nachdrücklich, schon halb überweisend. Da muß Regine wohl oder übel klein beigeben. „Das hat der Felix allerdings auch so durch die Blume angetönt, daß unser Land in den Bünten und auch sonstwo sich gut zusammenlegen ließe. Sein Haus würde, der Zeerli nebenan gern kaufen.“

Die Bächlerin besinnt sich eine gute Weile. „Sind das Kunstwiesengespräche?“ fragt sie dann, scheinbar höflich erstaunt, fügt aber sogleich mit großer Ueberzeugung hinzu: „Du — Regine — paß auf, was du machst! Ich habe ihm alles am Gesicht abgelesen, als er an mir vorbeiging. Er hat es sehr schwer genommen. Befinn dich! Einmal, zweimal — dreimal! Eine ungeschickte Sache ist das nicht.“

Regine erschrickt ob dem Ueberzeiger der Mutter. Aber sie findet doch nun den Mut, sich ein wenig empor zu richten. „Kommt es denn bloß einzig darauf an, ob die Aecker zusammenpassen? Ist das andere Nebensache?“

„Welches andere? Ich weiß nicht, was du da meinst?“ Die Bächlerin stellt sich ganz einfältig, um dann aber gleich einzulenken. „Ach so — du denkst an diese Ideen, die sich die jungen Mädchen manchmal so aus den Fingern saugen. Ich habe das auch nicht besser gemacht, alle machen das so. Es wäre ja recht schön, wenn nur nachher mehr übrig bliebe, von der gemeinten Erdengottseligkeit. Aber auf dem Land da ist es halt so: wenn auch das Gernhaben im Anfang fast bis in den Himmel hinaufginge, so müssen die Bergißmeinnichtblümchen und Nägelein ihre Köpfschen doch bald einziehen, weil wir in eine harte und mühselige Welt hineingestellt sind. Ich sage dir das ungern, und doch wollte ich, meine Mutter hätte es mir auch gesagt. Die Männer machen nicht mehr so viel Aufhebens von uns, wenn wir erst ihnen gehören, wie sie meinen. Nach ihrem Dafürhalten ist alles getan, wenn ihre Weiber rechte Kleider tragen und sich täglich satt essen können. ‚Unsere Weiber‘, sagen sie im Wirtshaus. ‚Unsere Weiber.‘ Sie denken dabei an pralle Arme, sie lassen etwas von Lustbarkeiten durchsickern. Aber ihren Seelen geben sie die Arbeit zu essen und den Saß. Stell du auf dich ab, ganz auf dich! Lerne du dein Herz für dich selber in Gebrauch nehmen! Hänge dein Herz an eine Heimat, an ein krankes Lämmchen, an ein Kind, wenn du eines hast! — Ich weiß schon, wen du jetzt meinst, ich habe ja das Brieflein gelesen. Aber ich bin ganz von dem Gedanken abgenommen, seit es ihm im Tal so gut paßt. Nun, für heut machen wir jetzt Feierabend. Kommt Zeit, kommt Rat.“

* * *

Der Spätsommer tut auf der Buchhaldener Höhe manches kleine Wunder, besonders wenn er sich dazu noch mit dem Sonntag verbündet. Die ersten Herbstzeitlosen, die letzten gel-

ben Haberäcker! Die Luft ist noch sommerwarm, alles ist recht innig und hingegeben in die milde Sonnenluft hineingetaucht; Dorf und Hängewiesen, fruchtbeladene Bäume, die Stangenbohnen, die in überhängendem, saftgrünem Gewand wie verwunschene Feldfrauen reihenweis auf den kleinen Hausäckern stehen, alles ist so hochbereit, des Sommers langsam scheidende Herrlichkeit andächtig in sich aufzunehmen, daß auch mancher verrosteten Bauernseele übereins ein kleiner Flug gelingt und sie sich über den stumpfen Kram des Werkeltages auf Augenblicke hinwegheben kann.

Am so einem lieben Sonntagnachmittag ist Regine den Schaubühlsweg hinaufgestiegen und streift nun dem Rande des Hirzenwaldes entlang, wo alte Haselstauden ihre reifen Früchte bescheiden, ganz unaufdringlich zum Geschenk darbieten. Sie ist schon als Kind ein rechtes Haselnußnarrchen gewesen. Alle Grünhäge im Gemeindebann hat sie nach dem letzten Hocken¹⁾ abgejucht, hat hohe Stauden erstiegen, bis sie sich unter der kleinen Last zur Erde bogen und ihren Segen williglich hergeben mußten. Sie kam auf ihren Hamsterzügen bis zum Hirzensprung hinauf, sie betrieb das Pflücken mit so leidenschaftlicher Lust, daß es ihr kein Knabe gleichtat, ja, daß sie sich zu einer Zeit den lustigen Ueberramen „die Haselnuß“ gefallen lassen mußte.

Heute wandelt auf den Kindheitspfaden etwas wie eine liebe Ahnung neben ihr her. Die im Täschchen versammelten Nüsse scheinen ihr mit einem wissenden Lächeln zuzuflüstern: Wozu hast du dir denn die große Mühe genommen? Du bist ja beim Pflücken immer anderswo gewesen mit deinen wunderlichen Augen . . .

Der Haselnußbaum an der hintersten Grenze der Sommerwiesen, da wo die Güterstraße in den Wald einmündet, muß halt auch noch daran. Sein Stamm ist kaum schuhhoch, es ist lächerlich, von einem Baum zu reden. Aber er hat nun einmal immer so geheißt, und er gibt sich mit seinem weitverzweigten Geäst auch alle Mühe, dem stolzen Namen Ehre zu machen und glaubt ihn ohne Ueberhebung führen zu dürfen, hat er doch sogar zwei regelrechte Wipfel, die man, von Ast zu Ast turnend, ohne Halsgefahr erreichen kann.

Regine vermag dem Gelüste nicht zu widerstehen, den Baum, auf dem sie als Kind so oft herumgeklettert ist, wieder einmal zu ersteigen, gehören doch seine Früchte zu den schönsten und größten weitherum. O, es geht ja spielend, so leicht hat sie es sich gar nicht gedacht. Nach kaum einer Minute sitzt sie schon bequem in der obersten Astgabel des einen Wipfels. Zu mausen gibt es nicht mehr viel, es hängen nur noch vereinzelte Nüsse an den äußersten Zweigen, es lohnt sich kaum der Mühe, sie zu ergattern. Nun, es ist immerhin eine recht vergnügliche Sache, als Herbstfräulein da auf dem lustigen Thron zu sitzen und ein wenig über das Leben nachzudenken. Man hat ja sonst wenig Zeit dazu. Die Jährlein flattern wie Sommervögel an einem vorbei. Wenn man einen davon fangen möchte, um ihn sich aus der Nähe so recht anzusehen, so ist er schon über alle Hügel hinaus. Plötzlich fällt ihr ein: Jetzt meine ich da wie ein Kind auf dem Haselnußbaum zu sitzen, und bin schon so weit, weit von mir selber weg, daß ich mich gar nicht mehr erkennen kann. Vielleicht werd ich schon bald, bald darüber lächeln können, wie ich einmal Sonntags mit einem einfältigen Mädchentraum an der Hand Haselnüsse suchen ging . . .

Regine erwägt bereits den Beschluß, abzustiegen und den Heimweg anzutreten, als sie jemanden den Waldweg herabkommen hört. Zwischen Blattwerk und Stämmen hindurch kann sie erhaschen, daß es Otto Gerteis ist.

Sie hält sich still, in der Hoffnung, ungesehen zu bleiben; aber der Waldgänger scheint es auch auf den Haselnußbaum abgesehen zu haben, er biegt vom Wege ab und hebt nun schon das Täschchen mit den Nüssen als einen lustigen Fund an der

1) Bier auf einem Stiel zusammensitzende Nüsse.

Schnur vom Boden auf, worauf er suchend durchs verworrene Geäst emporpäht.

„Eine Haselnuß muß man nicht auf einem Birnbaum suchen!“ ruft er lachend hinauf. Er macht sich kurzerhand daran, den kleineren der beiden Wipfel des Halbbaumes zu ersteigen. Auf gleicher Höhe mit ihr angelangt, streckt er ihr die Hand zum Gruße hinüber. „So, finde ich dich doch endlich, du Waldfrau! Jetzt wollen wir aber miteinander einen schönen Spaziergang durch den Hirzenwald machen, gelt! Nur einen Hocken Nüsse muß ich erst noch für dich herschaffen.“ Er gibt sich redlich Mühe, von dem übriggebliebenen Sommersegen noch ein dürftiges Restlein in seinen Besitz zu bringen, während Regine behutsam den festen Boden gewinnt.

Auch Otto läßt sich nun rasch herab. Er hält ihr in der geschlossenen Hand ein paar Haselnüsse hin. „Grad oder ungrad? — Wenn du es nicht errätst, so viel Nüsse, wie ich Nüsse in der Hand habe!“

Sie will nicht ans Raten hin, aber er läßt nicht locker. „Grad oder ungrad? . . .“

„Grad. Aber das andere gilt dann nicht!“

„Von mir aus gilt es!“

Er öffnet die Hand, es sind drei Nüsse darin. Nachdem er sich flüchtig umgesehen, legt er ihr den Arm um den Hals, sie küssen sich. Es ist das erstemal. Regine denkt erschrocken: Da hat man nicht viel Zeit, sich zu besinnen . . . Als er sie noch einmal an sich ziehen will, weicht sie ihm aus und tritt etwas beiseite.

„Es sind nur drei gewesen!“

Otto Gerteis seht sich nun auf das Rasenbördchen und bittet sie, das gleiche zu tun. „Komm, wir wollen uns den Herbst ein wenig ansehen! Und das Nest Buchhalben. Man geht halt doch gern wieder daherauf, wenn man eine Zeittang fortgewesen ist.“

Diese Worte hört sie gern von ihm. Sie ziert sich nicht, sie nimmt neben ihm Platz, das Säcklein mit den Nüssen zwischen sich und ihn hinlegend. Er nimmt dieses auf und guckt neugierig hinein. „Da bist du aber recht fleißig gewesen“, lobt er; es blüht schon wieder ein Schalk aus seinen Augen.

„Willst du nicht noch einmal raten? Zeit haben wir ja dazu.“

Er hält das Säcklein hoch: „Grad oder ungrad? — Die Bedingungen sind die gleichen, wie vorhin.“

Sie schüttelt ablehnend den Kopf. Lachen und scherzen — ei, das wäre wohl hübsch; aber lieber erst dann, wenn man sich so recht von Herzen kennt und beieinander geborgen fühlen kann.

Er sucht, in ihren Augen zu lesen; doch sie blickt geradeaus über die Wiesen hinweg, nicht ganz froh, wie ihm scheint, aber doch mit einem sonntäglichen Schimmer auf dem klaren, ebenmäßigen Antlitz.

„Gut — wenn dir das Raten zu viel Mühe macht, so kann ich ja diesmal einsteigen“, schlägt er nach einer Weile vor. „Im Nutzeffekt kommt es auf dasselbe heraus. — Ungrad wird diesmal das richtige sein, weil ich meine drei Nüsse auch noch hineingetan habe.“

Regine bleibt trotz ihrer innigen Verliebtheit ein wenig enttäuscht von ihm. Oder liegt der Fehler etwa an mir? sucht sie ihn heimlich in Schutz zu nehmen. Hätte ich viel, viel fester auf ihn bauen dürfen? . . .

Er hat nun die Nüsse auf den Rasen hin ausgeleert und in zwei gleichgroße Häuflein geschieden. „Zählen wir! Ich bin sehr gespannt. Also auf ungrad hab ich geraten.“

Sie fangen an, gewissenhaft abzuzählen, jedes seinen Teil. Regine kann sich selber dabei beobachten; sie kommt sich fremd und kindisch vor. Die Nüsse blicken sie an und können reden: „Ihr geht so wunderbar miteinander um, ihr zwei. Wenn ihr einig seid, so brauchte es ja keine solchen ungereimten Rünste mehr. Wenn ihr einig seid, so ist die ganze Welt eine Haselnuß für euch. Aber es hat fast den Anschein, ihr könntet sie nicht einmal aufbeißen.“ — Und dabei ist Regine immer noch so fundermäßig an den schönen Sonntag verloren und von dem

merkwürdigen, o doch sehr lieben Erlebnis im Innersten überrascht und erfüllt, daß ihr die Haselnüsse wie Glückskugeln durch die Finger rollen.

Sie bringt es auf 83, behält aber die Zahl für sich. „81“, stellt Otto Gerteis seinerseits fest.

Es ist nicht aus der Welt zu schaffen: 164 ist eine gerade Zahl. Er hat falsch geraten.

„Einhundertvierundsechzig!“ Das Wort kommt sehr unternehmend von seinen Lippen. „Einhundertvierundsechzig! Da müssen wir aber schon bald anfangen, der Tag ist bereits kürzer geworden.“

Regine hat die Nüsse rasch wieder im Säcklein versorgt und ist aufgestanden. Er erhebt sich auch; er wird wieder zutunlich. Sie läßt sich das eine kleine Weile gefallen. Es ist ja so schön. Es ist ja fast nicht zu glauben, daß Otto Gerteis nun neben ihr steht und sie herzt und küßt. Wenn er nur einmal ein klares, so recht in diesen guten Tag hineinpassendes Wort zu ihr sagen wollte!

Sie macht sich gelassen frei. „Es paßt mir nicht ganz, so zu tun . . .“ Ja, das sagt sie zu ihm; sie sagt es fast vorwurfsvoll.

Er tut aufrichtig erstaunt. „164 Nüsse sind es gewesen!“ Aber sie geht nicht auf seinen Ton ein.

„Das sind doch nur so Scherzsachen.“

Er wird nun auch nachdenklich. „Aus Scherz ist schon manchmal Ernst geworden . . .“

Sie steht etwas seitab, die Augen an den kurzen, knorrigen Stamm des Haselnußbaumes geheftet. Es macht ihr Mühe, das herauszubringen, was nun gesagt sein muß. Es sieht ja fast wie eine Werbung aus. „Ich meine halt, ob es Ernst oder Scherz ist, das mühten wir schon jetzt wissen. Schon heute. Oder dann wollen wir ganz ehrlich und freundlich zueinander sagen: Es ist nichts mit uns; es ist nie etwas gewesen.“

Otto Gerteis tritt zögernd zu ihr hin und legt ihr den Arm um. Nur ganz sachte, er findet jetzt kaum den Mut.

„Ich bin doch kein Sommervogel, du Narrlein! Von mir ist es als eine aufrichtige Sache gemeint.“

Da geschieht das von ihm nicht Erwartete, daß sich Regine warm und innig an ihn schmiegt und ihre Wange an die seinige legt. „Es könnte ja so schön werden — wenn du es so meinst mit mir, wie ich mit dir . . .“

Die letzten Worte kommen aus einem verhaltenen Weinen heraus. Er hält sie zärtlich umfassen. „Du liebe Haselnuß, du!“

Regine will nun heim. „Wir wissen ja jetzt genug voneinander. Wenn du willst, so können wir durch unser Maienholz gehen, da ist es um diese Zeit fast am schönsten.“

Die beiden wandeln Arm in Arm durch den Laubwald hinab, heimzu. Es fallen schon einzelne Blättchen auf den Weg. Er nimmt sich hin und wieder Gelegenheit, ein paar Nüsse zu naschen. „Die Zahl ist noch lange nicht voll“, glaubt er einmal wie entschuldigend vorbringen zu müssen.

„Jetzt kommst du schon wieder scherzen“, tadelt sie ihn leicht hin.

„O — du bist wirklich ein recht ernsthaftes Frauenzimmer!“ gibt er halb schmolend zurück. „Du wirst aber doch zufrieden sein mit mir. Mit dem Schaffen, da nehme ich es dann schon ernst, da soll mir keiner kommen. Und übel wird es um uns zwei nicht bestellt sein. Denk dir, ich kann Onkel Hermanns Gut in Großstalden zu einem Bruderpreis bekommen. Das ist, mein ich, schon ein halbes Jahr dienen wert.“

Sie hat den Schritt angehalten und blickt ihn aus großen Augen heftig erschrocken an.

„Was sagst du da? . . .“

Ihre starke Erregung ist ihm unverständlich. „Der Handel ist so gut wie abgeschlossen. Mein Vater wird noch diese Woche alles ins Reine bringen. Im Frühjahr können wir aufziehen.“

Sie steht da wie von einem Schläge auf den Kopf getroffen.

„Wer wir?“

„Du und ich.“

Fortsetzung folgt.